

## II. 6.

### Gertrud Menne

#### Albbruck

### Statt zur Flak ging sie lieber ins Lazarett nach Königsfeld

*Sie ist bei Kriegsende 22 Jahre alt, wohnt in **Breisach**. Im Dezember 1944 wird sie einberufen und soll Flakhelferin werden. Sie geht lieber als „selbständig arbeitende Sekretärin“ in das Reservelazarett **Königsfeld im Schwarzwald**, wo sie Verwundete ohne langen dienstlichen Umweg direkt ins Heimatlazarett verlegt, was den Oberfeldarzt, ihren Vorgesetzten, ins Schwitzen bringt. Die Rundfunkreden des Parteigenossen Fritsch, die sie am gleichen Abend im Lazarett aushängen muss, stoppelt sie mit einer Kollegin zusammen: Sie können kein Steno, die Lücken ersetzt die Phantasie. „Gemerkt hat's keiner“. Im Januar 1945 besucht sie ein letztes Mal die Heimatstadt **Breisach**, wo nur noch ein Haufen unentwegter in den Kellergewölben haust – und bei Deutz & Geldermann noch fleißig Sekt produziert wird. Dort hilft sie nicht ganz uneigennützig. Mitte April kommen die Franzosen nach **Königsfeld**. Der Vorgesetzte schickt sie vorher schnell weg. Mit dem Rucksack macht sie sich auf zu Verwandten nach **Marbach** bei Villingen, dann nach **Singen**, dann nach **Bietingen** an der **Schweizer Grenze**, eine abenteuerliche Flucht. Den 8. Mai erlebt sie in **Bietingen** auf einer Blumenwiese, weinend und allein. Die Mutter ist nach **Ursendorf bei Saulgau** evakuiert worden. „Das einzig Positive an diesem schrecklichen Krieg war: Meine Mutter hatte in der schwäbischen Evakuierung gelernt, Kässpätzle zu machen, Maultaschen und Gaisburger Marsch.“*

1. Mai 1945 Ein Trommelwirbel unterbrach die laufende Sendung des Hamburger Rundfunks und eine trauerumflorte Stimme verkündete: „Aus dem Führerhauptquartier wird gemeldet, dass unser Führer Adolf Hitler heute Nachmittag in seinem Befehlsstand in der Reichskanzlei bis zum letzten Atemzug gegen den Bolschewismus kämpfend gefallen ist.“ Nach dieser lapidaren Mitteilung erklang Richard Wagners „Götterdämmerung“. Die Weltpolitik war um eine politische Lüge reicher; denn Adolf Hitler hatte am 30. April mit der ihm kurz vorher angetrauten Eva Braun Selbstmord begangen.

Zum Nachfolger hatte er Admiral Dönitz bestimmt, obwohl er in seiner Rede zu Kriegsausbruch am 1. September 1939 verkündet hatte: „Wenn ich aus diesem Kampf nicht mehr lebend hervorgehen werde, übernimmt Parteigenosse Göring die Führung unseres Landes.“

Am 8. Mai 1945 war der Krieg zu Ende, die Kollektivschuld begann. 60 Jahre später fragt eine junge Generation: „Wie war das eigentlich wirklich damals in Deutschland?“ Tja, wie war das damals? „Genieße den Krieg, der Frieden wird schrecklich“ predigte man uns in den letzten Kriegsmonaten. Tag für Tag wurde uns das Märchen vom Endsieg eingehämmert - wie heute die Mär vom Wirtschaftsaufschwung.

„Tapfer“ war das Modewort jener Zeit. Ich war nicht tapfer, war kein Held. Ich hatte Angst vorm Schießen und inszenierte einen perfekten Asthmaanfall, als ich im Dezember 1944 zur Flak eingezogen werden sollte. Das beeindruckte die Musterungskommission leider nicht, sie machte mich voll kriegsdienstverwendungsfähig. Als Flakhelferin sollte ich bei Fliegerangriffen berechnen, aus welcher Position ein Flugzeug am besten abgeschossen werden kann. Ich wollte keine Flugzeuge abschießen, wollte auch nicht erschossen werden.

Da hörte ich, das Reservelazarett Lazarett Königsfeld suche eine „selbstständig arbeitende Sekretärin“ - eine humanere Kriegsdienstverwendungsfähigkeit, ich bewarb mich und wurde eingestellt, obwohl ich von der Medizin keine Ahnung hatte. Statt ballistische Berechnungen bei Fliegerangriffen zu machen, musste ich nun bei der täglichen Visite mitmarschieren, Arztberichte schreiben, auf Totenscheinen bestätigen, dass der Soldat für Führer, Volk und Vaterland seinen Verletzungen erlegen ist, Anträge auf Verlegung in ein Heimatlazarett ausstellen, die WdB (Wehrdiensttauglichkeit) bestätigen, auch lernte ich den Unterschied von KV und GvH. Die KV-Leute starben an der Front, die GvH in der Heimat.

Als ich nach kurzer Zeit die medizinische Amtssprache beherrschte und mir die bürokratischen Umwege bei Verlegungen ins Heimatlazarett zu blöd waren, schickte ich mit Begeisterung Anträge auf eigene Faust direkt ans jeweilige Heimatlazarett und unterschrieb vorschriftsmäßig: Chefarzt, Oberfeldarzt Dr. X, Stationsarzt, Unterarzt Dr.Y, i.V. gez. Riede.

Tage und Wochen vergingen, Königsfeld war eine Oase des Friedens inmitten der vom Krieg heimgesuchten Welt, dennoch donnerwetterte es eines Tages auch hier. Ich wurde zum Oberfeldarzt einbestellt. Der saß stinkwütend, mit hochrotem Kopf, am Schreibtisch, wirbelte einen Verlegungsantrag in der Luft rum und schimpfte: „Was haben Sie denn da angestellt?“ - „Ich kann doch wegen solcher Lappalien den Stationsarzt nicht belästigen, der hat genug zu tun!“ antwortete ich treudoof. Der Chef schaute mich entgeistert an, ich erklärte ihm freundlich: „Der arme Landser wird sicher bald wieder an die Front geschickt, um gegen die Plutokraten im Westen und die Bolschewisten im Osten zu kämpfen und nach Vorschrift zu fallen, da freut er sich, noch ein paar Tage daheim gewesen zu sein.“

Der Oberfeldarzt schaute mich verzweifelt an und sagte mit belegter Stimme: „Das will ich nicht gehört haben!“ Seit dem Attentat auf Hitler waren nämlich alle militärischen Dienststellen von unerkannten NS-Führungsoffizieren durchsetzt. „Sie wissen doch“ erklärte der Boss wieder dienstlich, „dass Verlegungen ins Heimatlazarett vom Stationsarzt über den Chefarzt an die Wehrkreisverwaltung Stuttgart gehen müssen, die den Antrag an die fürs Heimatlazarett zuständige Wehrkreisverwaltung weiterleitet, bis er nach langem Marsch durch die Institutionen beim Chefarzt des Heimatlazaretts ankommt“.

„In der Zwischenzeit ist der Zuverlegende entweder tot oder an der Front“, ergänzte ich. „Sie können daraus ersehen, dass die Bürokratie auch im größten Chaos nicht auszurotten ist.“ Ich versprach reuevoll dem netten Herrn, selbstständige Aktionen in Zukunft zu unterlassen, und beichtete zerknirscht, dass ich

noch ein Dutzend weitere Verlegungen auf dem Gewissen habe. Der Boss fiel fast in Ohnmacht und meinte grinsend: „Da steht mir noch allerhand bevor.“ - „Kann schon sein. Bei der Gelegenheit muss ich Ihnen noch mehr beichten.“ - „O Gott“ seufzte der Oberfeldarzt. „Was denn noch?“ - „Der Oberzahlmeister hat mich ausersehen, die Rede des Werbeberaters der Partei (Fritsch hieß er), der wöchentlich im Radio Durchhalteparolen verkündet, zu stenographieren, zu tippen und am gleichen Abend im Lazarett auszuhängen. Ist zwar horrender Blödsinn, weil am nächsten Morgen alles in der Zeitung steht. Gleichgültig, die Rede muss getippt und ausgehängt werden. Da meine Stenokenntnisse dem Schnellschwätzer nicht gewachsen war, bat ich eine Kollegin um Hilfe, drauf stenographierten wir im Duett. Auf „Jetzt“ schrieb die andere weiter. Die entstandenen Lücken überbrückten wir mit phantasievollen Übergängen. Gemerkt hat's keiner.“ Der Boss tat, als habe er das nicht gehört, und entließ mich.

Im Januar 1945 besuchte ich ein letztes Mal meine Heimatstadt Breisach, deren Einwohner zum dritten Mal evakuiert waren. Nur ein Häuflein Unentwegter hauste noch in den Kellergewölben von Deutz und Gelderman. Auf der andern Rheinseite wartete die Grande armee auf den Befehl zur Erstürmung der Stadt, und, wie im Krieg üblich, wurde Breisach auch täglich von französischer Artillerie beschossen. Adolfs Helden besaßen kaum noch Munition.

Hin und wieder krabbelte ein Kellerbewohner ans Tageslicht, um in seinem Haus Marmelade zu holen und nachzuschauen, welche Häuser zerstört waren. Man nahm alles mit stoischer Gelassenheit. Währenddessen lief die Sektproduktion auf Hochtouren, obwohl niemand dieses Edelgetränk kaufen konnte, denn es war für die Partei- und Militärprominenz reserviert - und für die Verwundeten, die den nächsten Morgen nicht mehr erleben würden.

Um dem langweiligen Kelleralltag Abwechslung zu verschaffen, half man bei der Sektproduktion, beim Dekantieren, Flaschendreher, Abfüllen. Mit dezenter Unterstützung ging manche Flasche kaputt, die natürlich ausgetrunken werden „musste“.

In Königsfeld trödelte der Alltag weiter, leider ohne Sekt. Der Radiosprecher verkündete täglich mit hysterischer Stimme die heldenhaften Rückzugskämpfe, niemand wusste genau, wo die Front verlief. Es wurde Frühling, Verlegungen in Heimatlazarette waren nicht mehr möglich, weil die Alliierten schon weit im Land standen. Mitte April kam mein Stationsarzt sichtlich erschüttert und befahl mir, Königsfeld umgehend zu verlassen, nicht in einer halben Stunde, nicht am nächsten Morgen, sondern jetzt gleich. Die Franzosen würden noch in dieser Nacht einrücken, Anweisungen für die Übergabe lägen vor. Diese perfekte Organisation bürokratischer Vorschriften fünf Minuten vor dem Untergang war wieder ein Beweis, dass Deutschlands Bürokratie bis zum Untergang funktioniert.

Ich guckte den Verkünder dieser staatsfeindlichen Parolen fassungslos an, doch er befahl mir mit belegter Stimme: „Mädle hau ab, ich kann Dich nicht beschützen!“ Wie ich abhauen sollte, sagte er leider nicht,

wortlos gingen wir auseinander. Ich packte meinen Rucksack mit dem Wenigen, das mir nach der Zerstörung unseres Haus geblieben war, und machte mich auf den Weg nach Marbach bei Villingen, wo eine Tante evakuiert war.

Nacht senkte sich über das Land und legte eine schwarze Decke über den Wald. Die zerbrechliche Sichel des Neumonds hing wie ein Spielzeugboot am sternenübersäten Himmel, und die Franzosen waren mir auf den Fersen. Nach Stunden des schweigenden Marschierens kam ein Soldat auf einem klapprigen Fahrrad, der mich auf dem Gepäckträger mitnehmen wollte. Dem altersschwachen Vehikel waren freilich zwei Personen und zwei Rucksäcke zuviel, so nahm er nur den Rucksack mit, den er meiner evakuierten Tante bringen wollte. Dann verschluckte ihn die Nacht, apathisch marschierte ich weiter.

Irgendwann kam ein Auto und wollte mich mitnehmen, ich stieg ohne nachzudenken ein. Mein Retter blieb stumm, mir wurde mulmig. An der Kreuzung nach Marbach wollte ich aussteigen, der unheimliche Fahrer raste jedoch in die andere Richtung, überquerte einen Bahnübergang, und fuhr den Schienen entlang nach Süden. In der Ferne sah ich ein Kriegsgefangenenlager, mein Chauffeur hielt, sagte „Moment“, stieg aus und verschwand in der Dunkelheit. Jetzt nur raus dachte ich in panischer Angst, krabbelte aus dem Auto, und robbte den Schienen entlang Richtung Villingen/Marbach. Jahrzehnte später erzählte mir ein Kriegsversehrter, der zur Bewachung des Villingen Gefangenenlagers gehörte, mitten in der Nacht habe ein unheimlicher Mann den Befehl gebracht, die Gefangenen sofort freizulassen...

Wie und wann ich Marbach erreicht habe, weiß ich nicht, alles Denken hatte ausgesetzt. Meine Tante wartete schon auf mich. Der Soldat hatte den Rucksack abgegeben und war weitergefahren, er wollte in die Schweiz, als Deserteur fürchtete er sowohl die Franzosen wie auch die deutschen Spähtrupps, die flüchtende Soldaten erschossen oder am nächsten Baum aufhingen.

Von meiner Tante erfuhr ich, dass meine Mutter nach Ursendorf bei Saulgau evakuiert wurde und ich leider nicht in Marbach bleiben darf, weil laut Befehl niemand ohne polizeiliche Ab- und Anmeldung aufgenommen werden darf. Die Franzosen seien im Anrücken, ich solle zu einer andern Tante nach Singen. Ich trottete weiter, wie lange, ich weiß es nicht, ich weiß auch nicht, ob, wann und wo ich gegessen und geschlafen habe, der Hohentwiel lag vor mir wie eine Fata Morgana.

Plötzlich wurde dieser Hohentwiel Wirklichkeit, ich war daheim. Leider durfte mich auch diese Tante nicht aufnehmen und schickte mich auf einen Bauernhof in Bietingen an der Schweizer Grenze. „Ich erreichte den Hof, mit Mühe und Not, kaum noch lebendig, aber auch nicht ganz tot!“ Hier endlich durfte ich bleiben, die Besatzer würden kaum in die kleine Grenzgemeinde kommen. Zwei Tage später erschien auch meine Cousine aus Singen, kuschelte zu mir ins Bett - wir hatten nur eins - und erzählte total geschockt, dass sie im Wald an zwei aufgehängten Soldaten vorbeigekommen sei, wahrscheinlich wurden sie auf der Flucht in die Schweiz von deutschen Spürtrupps entdeckt und als Fahnenflüchtige aufgehängt. Wir dachten an die Eltern diese jungen Männer, an den Wahnsinn ihrer Mörder, die, obwohl der Krieg zu Ende war,

Gräueltaten begangen haben, die nur ein geistesgestörtes, von Fanatismus geprägtes Individuum ausdenken kann. Zur selben Zeit war mein Cousin mit der Marine unterwegs, in Hela, der Danziger Bucht, 43 000 Flüchtlinge aus Ostpreußen zu retten.

Am 2. Mai kapitulierten in Süddeutschland die Reste der Wehrmacht, in Flensburg wurde eine geschäftsführende Reichsregierung in Kraft gesetzt, und im Wald unserer Grenzgemeinde entdeckte ich eine Gruppe total erschöpfter Landser, die von der Schweiz nicht aufgenommen wurden und als Deserteure sowohl die Deutschen wie die Franzosen fürchteten. Vier Tage brachte ich ihnen von dem wenigen, was wir selbst hatten, zu essen. Die Brennesseln von damals sind heute eine Delikatesse in den Gourmetlokalen der dekadenten Welt.

Endlich sah auch Dönitz ein, dass der Krieg zu Ende war. „Am 8. Mai morgens um 2.41 Uhr unterzeichneten Generaloberst Jodl, Generaladmiral von Friedeburg und General Oxenius in der ehemaligen Berufsschule in Reims die Gesamtkapitulation der Deutsche Wehrmacht. Zur gleichen Zeit wiederholten im Sowjetischen Hauptquartier in Berlin-Karlshorst Generalfeldmarschall Keitel, Generaloberst Stumpf und Admiral von Friedeburg die Unterzeichnung der Kapitulation. Als Keitel den Saal betrat, grüßte er mit seinem Stab, niemand antwortete. Bis in die Details wurde die Kapitulation von den Siegermächten ausgekostet.“ (Aus „Geschichte der Deutschen“ von Helmut Diwald.)

Dieser 8.Mai war ein sonnig-warmer Frühsommertag. Am wolkenlosen Himmel flogen keine Bomber und keine Tiefflieger, keine Granaten- und Bombeneinschläge störten die Mittagsruhe, Vögel zwitscherten, Bienen summten, Grillen zirpten. Vom Kirchturm der nahen Schweizer Gemeinde schlug es zwölf Uhr. Bim-Bam, Bim-Bam, eine Stunde läuteten die Glocken in der Schweiz und auf der ganzen Welt den Frieden ein. Nur Deutschlands Glocken blieben stumm.

Ich lag auf einer Wiese zwischen Löwenzahn, Wiesenschaumkraut, Gänseblümchen und Margariten, kaute an einem Grashalm und heulte. 22 Jahre war ich jung, mutterseelenallein, ohne Zukunft. Ich weinte über meine kriegsgeschüttelte Heimatstadt, ich heulte über Millionen Menschen, die in diesem schrecklichen Krieg ihr Leben lassen mussten, ich heulte über Deutschland, das ich plötzlich lieben gelernt hatte.

1933, zu Beginn seiner Regierungszeit hatte Adolf Hitler dem deutschen Volk verkündet: „Gebt mir zehn Jahre Zeit, und ihr werdet Deutschland nicht wieder erkennen.“ Als die Zeit erfüllt war, war Deutschland wirklich nicht mehr zu erkennen. Es war ein Schutthaufen von 5000 Millionen Tonnen Trümmer. Meine Generation und die unserer Eltern haben diesen Trümmerhaufen weggeräumt und ein neues Deutschland geschaffen, das 60 Jahre Frieden jenen verdankt, die nach sechs Kriegsjahren vom Militarismus die Schnauze restlos voll hatten und nie mehr auf Geheiß des Staates Kriegsdienst leisten würden. Das wusste auch Adenauer.

Das einzig Positive an diesem schrecklichen Krieg war: Meine Mutter hatte in der schwäbischen Evakuierung gelernt, Kässpätzle zu machen, Maultaschen und Gaisburger Marsch

***Gertrud Menne***